

Faites vos jeux : das Leben im Casino

Autor(en): **Riedener, COrinne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **21 (2014)**

Heft 236

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-884537>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Faites vos jeux: Das Leben im Casino



REPORT



Text Corinne Riedener



REPORT

Es geht zwar um Geld, aber das Casino in St.Gallen ist auch ein sozialer Raum mit mehreren Dimensionen: rechtlichen, gesellschaftlichen und kulturellen.

Die beiden Männer auf der Bühne tanzen sich von Minute zu Minute nackter. Vor ihnen steht eine beachtliche Menge Damen, die meisten um die vierzig, Eheringe sind kaum zu sehen, dafür hier und da ein lackierter Fingernagel, der auf eine besonders attraktive Körperpartie zeigt – es ist Ladies' Night im Casino St.Gallen. Wie jeden dritten Mittwoch im Monat ist frau geduldig Schlange gestanden für einen kostenlosen Blick auf die Fantasie inklusive Prosecco und Chips. Es ist einer der beliebtesten Events im Casino und offensichtlich auch für die Besucherinnen lohnend: Sie staunen, sie applaudieren, sie tuscheln und kichern, wenn eine von ihnen auf die Bühne geholt wird, um die Muskelberge zu streicheln.

Croupière Manuela Bär lacht wissend beim Gedanken an die Ladies' Night, wie schon ihr Chef einige Tage zuvor. Die 25-Jährige arbeitet seit vier Jahren im Casino – etwa gleich lang, wie es dort die Frauenabende gibt –, und hat schon viele verzückte Gesichter gesehen. Die Atmosphäre sei stark von den Gästen abhängig, sagt sie. «In der Regel ist die Stimmung nicht ganz so ausgelassen.» Für die Croupière ist das Casino nicht nur eine Spielbank, sondern auch ein sozialer Treffpunkt verschiedener Kulturen und Milieus. «Unsere Welt hier drin ist eigentlich viel grösser als die echte». Die Ladies ordnet sie tendenziell dem Ausgangspublikum zu, vergleichbar mit den jungen Erwachsenen am Wochenende. An den Nachmittagen, besonders am Sonntag, seien viele Hausfrauen im Casino, an den Mittagen wiederum treffe man vor allem ältere und pensionierte Menschen. «Gerade für sie erfüllt das Casino eine wichtige soziale Funktion», sagt Bär, «dasselbe gilt für einzelne Kulturkreise, in unserem Fall für die Gäste aus Asien und dem Balkan.»

Croupiers mit Sozialkompetenz

Montag ist Zocker-Tag, ruhig in der Regel, mit gutbesetzten Black-Jack-Tischen. Auch diese Abende schätzt Manuela Bär. Heute sitzt sie seelenruhig am Table, mischt virtuos ihre Karten, bevor sie das Deck mit flinken Fingern verteilt. Als sie sich vor dreieinhalb Jahren für die interne Schulung zur Croupière entschied, hatte sie Zweifel, was Fingerfertigkeit

und Geschick anbelangen. Ihr Bruder, ebenfalls Croupier, überzeugte sie aber und so wechselte sie von der Casino-Bar an die Tische. Als erstes stand Black Jack auf dem Programm. «Üben, üben, üben», erinnert sie sich und lacht, «notfalls auch zu Hause. Nur so wird man schnell». Nach einigen Monaten am Black-Jack-Tisch kam Roulette hinzu – ein anspruchsvolles Spiel mit verschiedenen Auszahlungsarten und zwei Croupiers pro Tisch, oder vier bei der französischen Variante. Zum Schluss lernte Bär die verschiedenen Poker-Formen, das dritte Tischspiel des Casinos.

Fingerfertigkeit und Spielkenntnisse allein machen aber noch keinen guten Croupier. Auch der visuelle Auftritt spielt eine Rolle: dezent soll er sein, gepflegt, aber nicht zu auffällig. Piercings oder künstliche Nägel beispielsweise sind ein No-Go. «Und es braucht eine hohe Sozialkompetenz», ergänzt Bär, «schliesslich hängt die Tischatmosphäre von uns ab». Manche Croupiers seien für ihre Kontaktfreude bekannt, andere für ihre Schweigsamkeit. «Ich persönlich bin recht flexibel, passe mich gerne der Stimmung meiner Gäste an.» Die junge Croupière ist längst ein Profi, so viel ist klar. Schwer zu sagen, was hinter ihrer schönen Fassade steckt, ob sie den Blondinen beim Black-Jack wirklich mag oder ob die Routine lacht. «Letztlich geht es ums Geld», so die Erklärung, «das kann aus gestandenen Männern wieder Vorschulkinder machen, egal ob arm oder reich.» Es sei ein Emotionsverstärker, man brauche ein dickes Fell, als Croupier sei man eine Art Katalysator. «Manche würden mich am liebsten umarmen, wenn sie zwanzig Franken gewinnen, andere lassen sich auch bei 2000 Franken kein Lächeln entlocken.»

An der Ladies' Night braucht es nur etwas Prosecco und Fantasie. Am Ende des ersten Blocks stehen die Männer mit nichts als einem Tanga und einigen Schweisstropfen vor den entzückten Damen. Auf dem Weg zur Garderobe zieht eine am Slip des dunkelhaarigen Strippers und lässt ihn auf seinen durchtrainierten Hintern schnippen. Er lächelt routiniert. Sie tauscht ein verstohlenes Grinsen mit ihrer Nachbarin und entlässt ihn dann mit einem weiteren Klaps auf den Allerwertesten in die Pause. Vermutlich gehört sie nicht zu den Frauen, die «Sexismus» schreien, wenn

ein weiblicher Profi ähnlich fleischlich behandelt wird, was in diesem Beruf schon mal vorkommt. Ob ihr bewusst ist, wie viel Schweiß und Lebenszeit diese eine Pobacke in der Woche so kostet? Am Pendant der Ladies' Night, dem «Männerabend», werden die Tänzerinnen respektvoller behandelt, wie es scheint. Das Altersspektrum ist breiter, die Show dasselbe in Pink. Hier wagt es allerdings keiner, allzu lüstern auf die sexy Kurven zu starren, geschweige denn sie ungefragt zu betatschen ausserhalb der Show-Blöcke.

Auch am Männerabend wird fleissig applaudiert, gepfiffen und gezwinkert. Anders als die Frauen geniesst Mann die erotischen Darbietungen lieber vom Ledersessel aus. Weiter hinten wird fast schon demonstrativ weitergepokert, nur hie und da schielt ein Augenpaar über die Karten zur Bühne. Verkehrte Welt. Würde man das atypische Verhalten der Ladies mit jenem der Gentlemen vergleichen, könnte man denken, das Patriarchat sei nur ein Gerücht und die Welt bestehe aus Lustmölchinnen und Anstandsherren. Weil die Puppen ohnehin rund um die Uhr und auf allen Kanälen tanzen, anders als die Chippendales? «Vielleicht», meint Manuela Bär. Jedenfalls sei man hier bestens vertraut mit diesem Phänomen, fügt Gaming Manager Richard Frehner lachend hinzu. Die Männer seien in der Tat zurückhaltender, der Sicherheitsdienst habe kaum etwas zu tun. «Bei den Frauen schon. Eingreifen musste er aber nur ein einziges Mal, weil eine zu weit ging.»

Spiele für die Sozialwerke

Klar ist: In einem Casino trägt weit mehr als nur der Geldschein, egal wo. Der Ort an sich ist schon Fassade, eine einzige Verheissung. Sie verspricht das Unmögliche, hat diesen Hauch von Halbwelt, in der sich Taschenspieler, schöne Frauen und allerhand andere Mysterien tummeln, und gleichzeitig doch die ganze Welt verkehrt. Alles scheint möglich, hier wo vielleicht das Geld, aber nie die Zeit ausgeht. Weil die Sonne nicht untergeht in einer Welt ohne Fenster und Uhren, gemacht um den Glücklichen zu Füssen zu liegen. Casinos sind Träume und somit auch popkultureller Stoff. Die *Oceans-Trilogie*, *Leaving Las Vegas*, *Rounders* oder *Casino Royale* gehören nur zu den jüngeren Kino-Erfolgen, in den 70er-Jahren hiessen sie *The Sting*, *California Split* oder *The Gambler*. An ebendiesen Seventies-Glamour erinnert auch das Casino St.Gallen mit seinem überdimensionalen Spannteppich, den Licht-Linien, dem Steinbrunnen beim Eingang und der gerundeten Bar im 1200-Quadratmeter-Spielbereich. Konzipiert wurde es vom US-amerikanischen Casinoarchitekten Paul Steelman, der auch für das propeere Mirage in Las Vegas verantwortlich ist. Aber das ist dann auch der einzige reale Bezug zur Casino-Romantik.

Hinter der Fassade herrscht rigide Ordnung. Hier gibt es nichts, was nicht organisiert, rapportiert, aufgezeichnet oder konzipiert wird – von den Personalausweisen der Casino-Gäste über simple Arbeitspläne bis zum morgendlichen Money-Check: «Wenn ich komme um halb acht», sagt Casino-Direktor Massimo Schawalder, «prüfe ich immer zuerst die Zahlen vom Vortag». Laut dem neusten Bericht der Swiss Casinos Holding AG sind das im Durchschnitt knapp 560 Gäste und 90'000 Franken Umsatz. «Wir haben noch Potenzial», meint der Boss. Das Wort passt zu ihm. Schawalder ist eine Figur, ein eloquenter Mann, der die Anglistik einst für die Praxis verlassen hat. Er kennt

die internationale Uhren- und Modebranche, war Geschäftsführer eines Indianerstammes und flippert, seit er vierzehn ist. Heute ist er 58. Man glaubt es dem gebürtigen Rheintaler, dass er die Welt kennt. Die Leitung der St.Galler Swiss Casinos-Tochter hat er 2006 übernommen. Im letzten Jahr hat Schawalder 32,2 Millionen umgesetzt, die Zahlen sind rückläufig, seit fünf Jahren schon. «2007 waren es noch 52 Millionen», sagt er und zählt Ursachen auf: veränderte Gesetzeslage, Konkurrenz durch Online- und illegale Angebote, Finanz- und Bankenkrise und schliesslich das Rauchverbot, mittlerweile im Kanton St.Gallen wieder gelockert.

Alleine ist der Direktor damit nicht. Seit 2007 kämpfen alle der mittlerweile 21 Schweizer Casinos mit kontinuierlich schrumpfenden Umsätzen und Marktanteilen. Im Endeffekt ist die ganze Bevölkerung betroffen, wenn man bedenkt, dass 100 Prozent der A-Casino-Abgaben und 60 Prozent der B-Casino-Abgaben an die AHV gehen. Insgesamt 4,7 Milliarden seien in den letzten zehn Jahren von den Spielbanken in die Solidarwerke geflossen, heisst es beim Schweizer Casino Verband. Die Ansätze der einzelnen Spielbanken bewegen sich zwischen 26 und 58 Prozent, St.Gallen liegt mit 44 Prozent im untersten Bereich der A-Klasse. Anders als die B-Casinos, deren Abgaben zu 40 Prozent den Standortkantonen gehört, gehen Schawalders Abgaben also vollumfänglich an den Bund, abgesehen von der regulären Unternehmenssteuer. Aus St.Gallen kamen 2013 demnach gut 14 Millionen Franken für die AHV zusammen. So war es geplant, als das alte Casinoverbot von 1928 per 2000 aufgehoben wurde von den Stimmberechtigten – unter der Bedingung, dass das Geld aus den Spielbanken in der Schweiz bleibt. Wenig später erhielten die ersten ihre Konzession, 2003 auch das Swiss Casinos St.Gallen.

Die Casino-Welt boomte, besonders in den ersten Jahren. Das neue Spielbankengesetz enthielt jedoch auch einen Massnahmenkatalog «zur Prävention und Früherkennung» der Spielsucht. Das heisst: Jedes Casino muss ein Sozialkonzept haben, das regelmässig von der Eidgenössischen Spielbankenkommission (ESBK) überprüft wird. «Weil Casino-Betreiber nicht für die Sucht an sich haftbar gemacht werden können, wohl aber für deren Folgen», erklärt Schawalder. Dieser Verantwortung sei man sich bewusst, auch wenn die entsprechenden Schweizer Gesetze zu den strengsten der Welt zählten. «Leider haben sich die Anforderungen an das Sozialkonzept ständig erhöht seit der Einführung», sagt er und wird deutlich: «Das vernünftige Mass ist überschritten.» Im Fall von St.Gallen führte es dazu, dass viele Gäste nach Bregenz oder Konstanz abwanderten, weil man dort weniger restriktiv sei, was wiederum einer der Gründe für den Umsatzrückgang in St.Gallen sei. «Kommt hinzu, dass bei uns gesperrte Spieler einfach in Bregenz weiterspielen können, wo das Geld dann nicht mehr in unsere AHV fliesst.» Schawalder und mit ihm die ganze Branche fordern deshalb seit Jahren eine pragmatischere Regelung von der ESBK, wollen ein grenzüberschreitendes Sozialkonzept. Zwei entsprechende Vorstösse des Basler CVP-Politikers Markus Lehmann liegen derzeit im Nationalrat, ausserdem befindet sich ein neues Geldspielgesetz in der Vernehmlassung.

Im Hinterkopf das Sozialkonzept

Als Gaming Manager leitet Richard Frehner die operativen Geschäfte auf dem sogenannten Floor, dem Spielbereich. Er ist an vorderster Front in Sachen Prävention. Fünf Jahre war der 39-Jährige im Bankensektor tätig, bevor er sich in Pfäffikon vom Croupier zum obersten Saalchef hochgearbeitet hat. Es war Schawwalder, der den gebürtigen Flawiler vor zwei Jahren abgeworben und wieder nach St.Gallen geholt hat. Seither ist Frehner für das Sozialkonzept verantwortlich. Den Aufwand findet er «gerade noch vertretbar – solange er nicht weiter steigt». Laut Spielbankenverordnung muss der Gaming Manager: Beobauungskriterien festlegen, um Suchtgefährdete zu erkennen, Massnahmen ergreifen aufgrund dieser Checkliste und diese anschliessend samt der vorangegangenen Beobachtungen rapportieren. Ausserdem muss er die entsprechende Aus- und Weiterbildung aller Angestellten gewährleisten und den Kontakt mit Fachstellen und Therapieeinrichtungen pflegen. «Laufend alle Statistiken, Protokolle und Rapporte nachzuführen ist allerdings nicht gerade meine Lieblingsbeschäftigung», räumt Frehner augenzwinkernd ein.

Zu seinen Hauptaufgaben gehört der tägliche Kontakt mit den Gästen, und das passt zum aufmerksamen Gesellschafter. Ein kurzer Blick genügt und schon kann er sagen, ob er eher einen Wochenend-, einen Gelegenheits-, oder einen regelmässigen Spieler vor sich hat. Das Gespräch habe er schon immer geschätzt, sagt der Gaming Manager, «auch wenn es früher unbefangener lief». Heute habe er stets das Sozialkonzept im Hinterkopf, da die Alarmsignale sehr unterschiedlich seien. «Wir achten zum Beispiel darauf, wie oft jemand spielt, wie er Geräte und Personal behandelt, wie gepflegt er ist und wie hoch der Einsatz.» Wenn die Person negativ auffalle, suche er immer zuerst das Gespräch, weil die Gründe dafür auch völlig andere sein können. «Einen, der mit 25'000 Franken Roulette spielt, kenne ich ohnehin», sagt Frehner und fügt lachend an: «Wenn nicht, lerne ich ihn kennen.» Die Gespräche mit potenziell Süchtigen beginnt er mit einer Standardfrage. Dann tastet er sich vor, fragt, wie es ihm hier gefalle, ob er gerne spiele, oder wieso er in letzter Zeit häufiger komme. «Wenn ich jemanden besser kenne, spreche ich ihn ganz konkret auf meine Beobachtungen an. Vielleicht rechne ich vor, was er in den letzten Stunden ausgegeben hat, oder wie oft er am Geldautomaten wartet, bis das Bezugslimit umstellt um Mitternacht.»

Fachleute schätzen, dass etwa 50'000 Spielsüchtige in der Schweiz leben und rund 125'000 gefährdet sind. Allerdings ist das Thema wenig erforscht im Vergleich zu anderen Suchtproblematiken. Casino-Boss Schawwalder erinnert sich an die ersten Diskussionen Ende der 80er-Jahre: «Ähnlich wie damals die Tabakindustrie, hat auch die Spielbranche ihr Suchtpotenzial bestritten, vor allem in den USA.» Jörg Häfeli und sein Team der Hochschule für Soziale Arbeit in Luzern entwickelten im Frühling 2000 eines der ersten Sozialkonzepte der Schweiz, anlässlich dreier Konzessionsgesuche nach der Legalisierung der Spielbanken. Ihre Erkenntnisse haben sie laufend aktualisiert, auf careplay.ch. Suchtpolitik müsse kohärent sein und nicht nur Drogenpolitik beinhalten, schreibt Häfeli 2005 im «SuchtMagazin». Und er schreibt auch: «Es wäre blauäugig zu glauben, dass die innovativen Regulierungen im Präventionsbereich in der Glücksspielpolitik keine negativen

Auswirkungen auf die Konsumierenden haben werden.» Gaming Manager Frehner ist für ebendiese Auswirkungen zuständig: Er durchleuchtet die Finanzlage der Gefährdeten, fragt nach Lohn- und Banknachweisen oder fordert Betreibungsregisterauszüge. «Angenehm ist das für beide Seiten nicht, aber notwendig», sagt er. «Einige geben sogar erstaunlich breitwillig Auskunft.»

«Ich bin kein Psychologe», hält Frehner fest, «kann also nicht sagen, ob jemand süchtig ist oder nicht». Sein Job sei es, ein gesundes Verhältnis von Vertrauen und Kontrolle zu schaffen, für den therapeutischen Teil arbeite man mit der Suchtfachstelle St.Gallen zusammen. «Wer uneinsichtig ist, wird von uns gesperrt, wer nicht, verhängt sich eine Selbstsperre.» Im vergangenen Jahr musste er siebenzig Sperren anordnen, etwa 180 Personen haben sich freiwillig gesperrt. Falls die Suchtfachstelle einer Aufhebung zustimmt, folgt zuerst eine zweimonatige Beobachtungsphase. Wer gesperrt ist, muss jedoch mindestens ein Jahr warten und hat schweizweit Casino-Verbot – ausser er oder sie besucht das nahe Ausland oder illegale Runden. «Die meisten realisieren übrigens, dass sie ein Problem haben», sagt Frehner. «Es kommt sogar vor, dass sich jemand bedankt. Dann weiss ich, dass sich unsere Anstrengungen lohnen.»

Wie weit er gehen würde mit seinen Nachforschungen, kann der Gaming Manager nicht sagen. «Ich finde, es reicht. Gezockt wird auch an anderen Orten, die weit weniger restriktive Gesetze haben oder eben überhaupt keine, wie die illegalen Spielrunden.» Tatsächlich ist es so, dass die grösste und härteste Konkurrentin der Spielbanken, die Lotterie- und Wettbranche, derzeit grössere Freiheiten geniesst und auch kaum Schutzmassnahmen gegen Spielsucht kennt. Das liegt unter anderem daran, dass die Lotterien und Wetten Sache der Kantone sind und zudem einem eigenen Gesetz unterstehen. Mit dem neuen Geldspielgesetz, das sich derzeit in der Vernehmlassung befindet, könnte sich das ändern. Bestimmte Lotterien und Sportwetten wären dann neu auch dem Geldwäschereigesetz unterstellt, was bei den Spielbanken bereits seit jeher der Fall ist, Casinos wiederum dürften Teile ihres Angebots auch online anbieten.

Eines wird sich trotz der geplanten Zusammenführung beider Gesetze wohl nicht so schnell ändern: dass die Spielernaturen in den Casinos zeit- und kostenintensiv überwacht werden, während potenzielle Spielernaturen in der Markt- und Finanzwirtschaft so gut wie nie Rechenhaft ablegen müssen. Beide können andere in den Ruin zocken, aber nur einer riskiert in der Regel dabei sein Privatvermögen. So gesehen ist die reale Halbwelt-Romantik wohl eher an den Börsen und Märkten zu finden als in den Casinos.

Corinne Riedener, 1984, ist Saiten-Redaktorin.



Fotografie Ladina Bischof

